Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 45 (1951)
Heft: 1

Artikel: Freud und Marx als Moralphilosophen
Autor: Keller, Franz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-139486

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Freud und Marx als Moralphilosophen

Sigmund *Freud* und Karl *Marx* sind die beiden Philosophen, die das Denken des 20. Jahrhunderts am stärksten revolutioniert haben. Außer der Psychoanalyse und dem Marxismus gibt es keine Lehre, die so häufig diskutiert worden wäre, die so sehr umstritten ist und trotzdem ihre aufwühlende und unterwühlende Wirkung auf immer breitere Kreise ausübt. Der Marxismus beherrscht heute das Denken fast der ganzen östlichen Welthälfte, und die Psychoanalyse hat Amerika erobert. Angesichts dieser geographischen Verteilung der beiden Lehren könnte man denken, daß diese sich ebenso gegensätzlich zueinander verhalten wie die Politik von Ost und West, wie Kommunismus und Kapitalismus. Forschen wir aber nach den Quellen, studieren wir namentlich die Werke Freuds, so kommen wir zur Erkenntnis, daß nicht die Meister, sondern ihre Schüler dazu beigetragen haben, daß Marxisten und Psychoanalytiker sich heute meistens verständnislos oder gar feindlich gegenüberstehen. Es liegt nicht an Freud, wenn es heute in Amerika Fabriken gibt, die Psychoanalytiker anstellen, um alle jene Arbeiter untersuchen zu lassen, die zum Marxismus neigen. Es ist nicht Freud, sondern es sind seine amerikanischen Schüler, welche die revolutionäre Politik als Ausdruck eines neurotischen Vaterkomplexes deuten.

Im Ansatz und auf einer weiten Strecke des geistigen Weges sind sich Marx und Freud nahe verwandt. Beiden ist vor allem der Naturalismus des 19. Jahrhunderts gemein, beide sind Atheisten! Nur läßt sich bei Marx ein stärkerer Affekt gegen die Religion feststellen als bei Freud. Während dieser das religiöse Gefühl mit Vorsicht analysiert und über seine letzten Quellen nichts auszusagen wagt, leugnet der dialektische Materialismus der Marxisten ein metaphysisches Wesen oft mit geradezu dogmatischer Entschiedenheit. Man kann die Verschiedenheit des antireligiösen Affektes bei Marx und Freud unschwer aus der historischen Lage erklären, in der sich die beiden Gelehrten befanden. Marx fühlte sich beengt und umstrickt von den üppig wuchernden Systemen des deutschen Idealismus, von den philosophischen Konstruktionen eines Fichte, Schelling und Hegel, dem er noch zu Füßen saß. Er lebte ferner unter dem Druck einer Staatsautorität, welche einen orthodoxen Protestantismus in den Dienst einer reaktionären Politik stellte, so daß wir die Empörung von Marx gegen die Religion verstehen können. Freud schrieb sein religionsphilosophisches Werk «Die Zukunft einer Illusion» erst in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts, in einer Zeit also, in der der Gedanke der Toleranz, das Recht auf Meinungs- und Glaubensfreiheit schon viel weiter gediehen waren. Daher die größere Abgeklärtheit und Zurückhaltung in der metaphysischen Frage bei Freud. Dieser konnte sich sogar mit seinem theologischen Freund und Schüler, Pfarrer Oskar Pfister in Zürich, dahin einigen, daß die Psychoanalyse

nur imstande sei, die Religion des «gemeinen Mannes» naturalistisch zu erklären, aber die letzten Fragen offen lassen müsse. So faßte Freud in seinem kulturphilosophischen Werk «Das Unbehagen in der Kultur» seine Einstellung in der religiösen Frage folgendermaßen zusammen:

«In meiner Schrift ‚Die Zukunft einer Illusion' handelte es sich weit weniger um die tiefsten Quellen des religiösen Gefühls als vielmehr um das, was der gemeine Mann unter seiner Religion versteht, um das System von Lehren und Verheißungen, das ihm einerseits die Rätsel dieser Welt mit beneidenswerter Vollständigkeit aufklärt, anderseits ihm zusichert, daß eine sorgsame Vorsehung über sein Leben wachen und etwaige Versagungen in einer jenseitigen Existenz gutmachen wird. Diese Vorsehung kann der gemeine Mann sich nicht anders als in Person eines großartig erhöhten Vaters vorstellen. Nur ein solcher kann die Bedürfnisse des Menschenkindes kennen, durch seine Bitten erweicht, durch die Zeichen seiner Reue beschwichtigt werden.»

(«Das Unbehagen in der Kultur», Wien 1930, Seite 20.)

Dieses religiöse Gefühl des gemeinen Mannes führt Freud wie Marx auf die kindliche Hilflosigkeit unaufgeklärter Menschen zurück:

«Für die religiösen Bedürfnisse scheint mir die Ableitung von der infantilen Hilflosigkeit und der durch sie geweckten Vatersehnsucht unabweisbar, zumal da sich dieses Gefühl nicht einfach aus dem kindlichen Leben fortsetzt, sondern durch die Angst vor der Übermacht des Schicksals dauernd erhalten wird. Ein ähnlich starkes Bedürfnis aus der Kindheit wie das nach dem Vaterschutz wüßte ich nicht anzugeben ... Bis zum Gefühl der kindlichen Hilflosigkeit kann man den Ursprung der religiösen Einstellung in klaren Umrissen verfolgen. Es mag noch anderes dahinter stecken, aber das verhüllt einstweilen der Nebel.» (Seite 18.)

Dank der weisen Bescheidung Freuds war es möglich, daß sein theologischer Freund und Schüler ihm weitgehend beistimmen konnte. Oskar Pfister hat in seinem großen Werk «Das Christentum und die Angst» die ganze Kirchengeschichte von Paulus bis Karl Barth als eine einzige Krankengeschichte dargestellt. Nur Jesus ist seiner Ansicht nach von neurotischen Zügen frei. Aber trotzdem versucht Pfister, auch die Bergpredigt aus der Persönlichkeit Christi, aus ihrer Liebe und Weisheit, also ebenfalls naturalistisch, zu deuten. Er ist aber so kritisch, daß er Psychologie nicht mit Ontologie verwechselt und sich hütet, das metaphysische Problem psychologisch zu lösen. Wir sind überzeugt, und unsere Gespräche mit marxistischen Denkern in Berlin und Wien, Paris und Zürich haben uns darin bestärkt, daß auch immer mehr Marxisten die metaphysische Frage nicht mehr dogmatisch entscheiden wollen, sondern wie Freud zugeben werden: «Es mag noch anderes dahinter stecken, aber das verhüllt einstweilen der Nebel.»

Freud und Marx sind sich aber nicht nur in der Religionsphilosophie, sondern auch in der Geschichtsphilosophie verwandt. Auch Freud war ein historischer Materialist. Und zwar war er wie Marx ein Dialektiker, also ebenfalls ein dialektischer Materialist. Beide Philosophen führten den geschichtlichen Prozeß auf biologische und soziologische Momente zurück und deuteten die Kultur als Überbau über eine materielle Gegensätzlichkeit. Für Freud bestand aber diese Dialektik vor allem in der

Auseinandersetzung zwischen Selbsterhaltungs- und Geschlechtstrieb. Er zeigte, daß der Mensch seine geschlechtlichen Bedürfnisse seit Urzeiten immer wieder einschränken muß, weil er sonst seine Existenz gefährden würde. In «Totem und Tabu» legte Freud dar, daß schon die Urhorde Sexualverzicht leisten mußte, weil der Urvater, der das menschliche Recht auf die Weiber besaß, sonst seinen Söhnen nach dem Leben getrachtet hätte. Später trat an Stelle der väterlichen Gewalt das Tabu und zwang ebenfalls zur Triebverdrängung. Und heute ist es die Rücksicht auf Ansehen und Geschäft, auf Sitte und Kirche, was die Menschen davon abhält, sich sexuell auszuleben. Es ist daher nach Freud vor allem der Selbsterhaltungstrieb einer Familie, einer Klasse, einer Nation, der den Geschlechtstrieb in enge Bahnen zwingt. Aber gerade aus dieser Dialektik erklärt sich Freud die Kultur, denn er behauptet, daß die verdrängten vitalen Energien sich in geistige Kräfte sublimieren. Ohne Triebeinschränkung würden nach Freud die Menschen nicht mehr künstlerisch gestalten, nicht mehr philosophieren und auch keine religiösen Symbole mehr entwickeln. Die Ideologie, mit welchem Wort Marx die kulturellen Leistungen zusammenfaßte, erwächst also auch nach Freud wie ein Überbau aus einer biologisch-soziologischen Dialektik. Nur legte er dabei das Hauptgewicht auf die Gegensätzlichkeit von Sexualität und Ich-Triebe (wie er den Selbsterhaltungstrieb nannte), während Marx nun vor allem auf die Gegensätzlichkeit aufmerksam wurde, die zwischen dem Ich-Trieb einer ausbeutenden Klasse und dem Ich-Trieb einer ausgebeuteten Klasse besteht. Nach Marx ist es der Klassenkampf, der die Geschichte vorwärts bewegt. Und die Ideologie ist ein Überbau, der sich über die Dialektik zwischen zwei Ich-Trieben erhebt. Trotzdem müssen beide Lehren als dialektischer Materialismus bezeichnet werden, denn für beide stehen vitale Triebe am Anfang jeder Entwicklung. Der Klassenkampf beruht auf dem Willen zum Leben, zur Entfaltung und Erhaltung des Einzelnen und der Klasse, der dieser angehört. Und die Dialektik zwischen Sexualität und Ich-Trieb ist ebenfalls eine vitale, eine biologische und ökonomische Auseinandersetzung.

Sowohl für Marx als auch für Freud besteht das «Sein vor dem Bewußtsein». Es wird damit die Behauptung ausgesprochen, daß nicht nur das Klassenbewußtsein, sondern überhaupt jedes menschliche Bewußtsein auf materieller Grundlage ruht. Nicht göttliche Ideen, sondern vitale Notwendigkeiten bewegen die Geschichte und gestalten das Fühlen, Denken und Wollen der Menschen. Der Marxismus will alle seelischen Erscheinungen biologisch und soziologisch erklären. Derselben Methode bedient sich auch Freud. Wenn er aber die Kindheitserlebnisse und das Geschlechtsleben stärker beachtete als die ökonomischen Verhältnisse der verschiedenen Klassen, war nicht die Methode schuld, sondern das Beobachtungsfeld. Freud und Marx unterscheiden sich nicht durch die Methode, sondern durch die Ergebnisse. Freud hat die Ideologie und Charakterologie der Individuen, Klassen und Rassen vor allem auf die Dia-

lektik von Sexual- und Ich-Trieb zurückgeführt, während sie für Marx vorwiegend aus den Bedürfnissen des Klassenkampfes hervorgehen.

Aber auch Marx hat sich der Einsicht nicht verschlossen, daß namentlich die Religion auch individuellen Nöten entspringt. Kindliche Hilflosigkeit gegenüber der Natur findet sich in der frühen Geschichte in jeder Klasse. Und auch innerhalb der gleichen Schicht werden nicht alle Charakterzüge und Ideen in gleicher Weise geprägt. Es gibt in jeder Klasse die verschiedensten seelischen Typen und geistigen Anschauungen. Aber der historische Materialismus, also die marxistische Geschichtsphilosophie, kann nachweisen, daß das Schicksal einer Klasse letztlich doch nicht von diesen verschiedenen Konstitutionen abhängig ist, sondern durch ökonomische Verhältnisse zu erklären ist, wobei aber der Marxismus einräumt, daß eine Charakterologie und Ideologie, die einmal aus einer materiellen Dialektik hervorgegangen sind, unverhältnismäßig beharrlich sein können, so daß sie sich *gegen* die inzwischen veränderten Interessen der betreffenden Klasse auswirken. So kann zum Beispiel das Versagen der marxistischen Kräfte nach dem ersten Weltkrieg in Deutschland nicht auf das Fehlen einer revolutionären Situation zurückgeführt werden, sondern muß aus der unterwürfigen Ideologie erklärt werden, zu welcher die Deutschen schon vor Luther erzogen worden sind. Der marxistische Historiker Franz Mehring hat gesagt, daß die feudale Ideologie des Mittelalters zu einer Art «Instinkt» geworden sei, so daß weder Luther noch die liberalen Revolutionäre im 19. Jahrhundert in Deutschland imstande waren, das Fürstenjoch abzuwerfen. In England und Frankreich ist dies sowohl den religiösen als auch den politischen Kräften schon im 17. und 18. Jahrhundert immer wieder mehr oder weniger gelungen. Der historische Materialismus bringt diese Erfolge mit der älteren und größeren Städtekultur zusammen, die von den Seefahrernationen dank ihrem Handel und Wandel hervorgebracht worden war.

Trotzdem hat Marx historisch immer wieder auf den ökonomischen Unterbau einer Ideologie und Charakterologie hinweisen können. Ein religiöses Dogma verliert seine Massenwirkung, wenn es vom Spießbürger zu große Opfer an Geld und Gut verlangt. Die Masse wendet sich von Dichtern und Sehern ab, wenn diese ihr zu ernsthaft ins Gewissen reden. Das Volk folgt auf die Dauer nur solchen Parolen, die ihm einen materiellen Vorteil versprechen oder die seine materiellen Sorgen betäuben (Religion als Opium für das Volk).

Warum hat Freud die ökonomischen Ursachen der Charakter- und Kulturentwicklung zuwenig beachtet und die sexuelle Dialektik in ihrer geschichtlichen Wirkung überschätzt, während Marx auf die gewaltige politische *und* kulturelle Bedeutung der Klassenkämpfe aufmerksam wurde?

Die Erklärung kann am besten mit Hilfe gerade des historischen Materialismus gegeben werden und soll uns daher nicht nur die Denk-

weise von Freud, sondern auch die marxistische Geschichtsphilosophie näherbringen: Freud und Marx sind zu verschiedenen Ergebnissen gekommen, weil sie nicht mit den gleichen Klassen in Berührung gestanden sind. Obwohl Marx nicht aus dem Proletariat stammte, lernte er doch im Laufe seines Lebens vor allem die Nöte dieser Klasse kennen. Er war Zeuge der wachsenden Zahl, aber auch der wachsenden Not der Lohnarbeiter und kam daher zur Erkenntnis, daß die Entwicklung der technischen Produktivkräfte immer wieder neue Klassen hervorbringt, denen aber der Weg zur vollen Teilnahme am Sozialprodukt von der älteren Klasse versperrt wird, so daß die neue Klasse nur durch Kampf zu ihrem Rechte kommt. Marx hat erkannt, daß nicht nur die Arbeiter, sondern auch die Bürger in erster Linie aus ökonomischen Gründen Politik treiben, daß also die Revolutionen des Liberalismus genau so im Dienste von Klasseninteressen standen wie die Kriege der Bauern und die Revolten der Arbeiter. Wenn das Bürgertum in seiner historischen Stunde nach Gewerbe- und Gedankenfreiheit, nach Gleichberechtigung aller Männer vor dem Richter und im Wahlkampf rief, so ließ es sich von der Hoffnung leiten, daß es in der Freiheit seinen Wohlstand mehren kann. Denn nicht nur die Abschaffung der Zunftschranken, sondern auch die Herrschaft der Mehrheit schufen dem tüchtigen Unternehmer und Handwerker beim damaligen Stand der Technik freie Bahn. Heute, im 20. Jahrhundert, verlangt die Technik eine so große Zahl von Arbeitern, daß deren Parteien im Wahlkampf bessere Aussichten haben. Wenn sich das Bürgertum gegen einen Arbeitersieg sichern will, bleibt ihm meistens nur noch die faschistische Gewaltlösung: die Diktatur des Mittelstandes und der Oberschicht!

Marx hat ferner erkannt, daß nicht nur das Gesetz, sondern auch die Sitte, der Glaube und die Kunst im Dienst einer Klasse stehen, indem sowohl die Vertreter der aristokratischen Ordnung als auch die Demokraten sich auf die göttlichen Gebote berufen und ihren Künstlern den Auftrag geben, Bildwerke und Dramen zur Idealisierung der herrschenden Klasse zu schaffen. Man denke an die Fürstenporträte und Heldengeschichten des Barocks sowie an die idyllische Kunst des bürgerlichen Realismus.

Marx empfing die Eingebung zu seiner Geschichtsauffassung also durch die Berührung mit dem Proletariat. Freud aber lernte in seiner ärztlichen Sprechstunde vor allem den bürgerlichen Menschen kennen. Dieser hat ganz andere Sorgen als der Proletarier. Während der Arbeiter fragt: Habe ich morgen noch Brot? – lautet die bange Frage des Unternehmers, Handwerkers und Bauern: Habe ich morgen noch Kredit? Und zwar geht es ihm um Kredit im doppelten Sinne des Wortes. Er muß einmal Bankkredit haben, um weiter wirtschaften und aufbauen zu können. Er braucht aber auch moralischen Kredit. Nur wenn sein Haus einen guten Ruf hat, kann er auf Kunden und gute Mitarbeiter zählen. Dieses Ansehen gewinnt nun aber der Bürger nicht nur durch berufliche

Tüchtigkeit, sondern auch durch einen tugendhaften Wandel. Im vergangenen Jahrhundert lebten die meisten Kaufleute und Handwerker in Kleinstädten und waren Kleinbürger. In der Kleinstadt lernen sich aber die Menschen sehr genau kennen, so daß sich die Erfahrungsregel ergibt, daß ein Mensch, der in sittlicher Hinsicht ausschweift, auch im Beruf schneller versagt. Dort, wo die Familie eine Arbeitsgemeinschaft darstellt, wie beim Bauern und Kleingewerbetreibenden, wirkt sich der häusliche Unfriede unmittelbar auf die Produktivität der gemeinsamen Wirtschaft, beziehungsweise Firma, aus. Aber auch dort, wo die Frauen und Kinder nicht mitarbeiten, kann die Arbeitskraft und Zuverlässigkeit des Ernährers leiden, wenn er mit den Seinen in Streit lebt. Zwietracht aber entsteht um so eher, je mehr der Familienvorstand Wein, Weib und Gesang über Gebühr schätzt. Die kleinbürgerliche Welt stellt daher den Satz auf: Unsittlichkeit lohnt sich nicht. Und weil in der Kleinstadt alle aufeinander angewiesen sind, sei es durch Schwägerschaft, Kundschaft oder Teilhaberschaft, wacht jeder über den sittlichen Wandel des andern. Am meisten tun sich die Klatschbasen hervor, wobei außer der erwähnten Selbstsucht auch Rache und Neid eine Rolle spielen. Man neidet sich den Wohlstand, aber auch die ausschweifenden Genüsse, so daß das Verdammungsurteil über einen ehebrecherischen Bürger aus doppeltem Neid erwächst. Aber auch der Nachrichtendienst der Banken und Kaufleute beobachtet die Seitensprünge und -wege der Kunden und Teilhaber aufs gründlichste.

Wenn eine solche Bürgerschaft die strengen Grundsätze der Bibel zwar nicht befolgt, aber als Maßstab ihrer Handlungen anerkennt, so liegt nach dem Gesagten nicht nur Gottesfurcht, sondern auch die Rücksicht auf Familie, Firma und Klasse der Sittlichkeit zugrunde.

Wenn im Großbürgertum die Anschauungen auch freier werden, weil Dividenden auch an Lebemänner entrichtet werden, so lebt doch auch in diesen Familien noch eine Erinnerung an die Grundsätze der kleinbürgerlichen Vorfahren. Daher stand denn Freud auch bei seinen wohlhabenden Patienten ganz unter dem Eindruck, daß sie durch strenge Gebote, die sie in der Kinderstube gelernt haben, in ihrer sexuellen Triebhaftigkeit schmerzlich eingeschränkt sind. Er fand heraus, daß auch dort, wo der Verstand eines erwachsenen Patienten einen Seitensprung nicht als besonders kreditschädigend erachten muß, trotzdem heftige Gewissensbisse auftreten können, weil das in der Kindheit Gelernte sich zu einer inneren Stimme verdichtet, die auch dann spricht, wenn die Erinnerung an das elterliche Wort oder die Befürchtung einer elterlichen Strafe fehlt. Er nannte diese innere Zensur das Über-Ich. Der Zwang, dieser Instanz zu gehorchen und somit den Forderungen der Eltern und der bürgerlichen Gesellschaft Genüge zu tun, ließ die Patienten von Freud nie los, so daß der große Seelenarzt die sittlichen Gesetze der Gesellschaft, in der er lebte, als den Inbegriff der Realität empfand. Denn

er bezeichnete die Notwendigkeit der Anpassung an die Gesellschaft als das «Realitätsprinzip».

Wir erkennen die Tragik der Konflikte, deren Freud täglich ansichtig wurde, daran, daß Freud nicht die Wünsche des Einzelnen, sondern die Forderungen der Umwelt als Realität erlebte. Die Erfüllung der persönlichen Wünsche erschien ihm offenbar als nicht realisierbar, weshalb er denn auch das Gegenteil vom Realitätsprinzip im Lustprinzip sah. Es gab für die Patienten von Freud nur eine Lust *zu*, aber nicht eine Lust *an* etwas. Weil erfüllte Lust in ihrem Leben bis jetzt fehlte, setzte er das Lebensprinzip, das diese Lust suchte, in Gegensatz zum Realitätsprinzip. Mit der Terminologie von Freud ist schon der ganze Inhalt der Menschheitsproblematik, der er täglich beiwohnte, aufgerollt. Freud lebte in einer Gesellschaft, in der die Realität lustlos geworden ist, in der das, was Lust bereiten würde, nicht erlaubt ist, so daß die Menschen nervenkrank werden. Seine Patienten stammten aus einer Schicht, in der weniger aus Liebe als aus Berechnung geheiratet wurde, in der man erst spät heiraten konnte, weil zuerst ein Studium absolviert und eine Karriere gemacht werden mußte, und in der es viele verwöhnte Junggesellen gab, so daß die Zahl der unverstandenen alten Jungfern entsprechend groß wurde.

Freud war an diese Tragik offenbar so gewöhnt, daß er gar nicht auf die Frage kam, ob es denn nicht andere Verhältnisse gibt oder geben könnte, in denen die Realität, also die Forderungen der Gesellschaft, weniger lustlos wäre. Er nahm die bürgerliche Welt als unabänderlich hin und urteilte daher über die Zukunftsmöglichkeiten der Menschheit ziemlich resigniert. Hätte er sich aber in den historischen Materialismus von Marx, Engels und Lenin vertieft, so hätte er einen Schlüssel gefunden, der ihm in Vergangenheit und Zukunft gesellschaftliche Zustände erschlossen hätte, in denen zwischen Lust- und Realitätsprinzip nicht diese tragische Kluft besteht. Denn es gab Klassen und Zeiten, und es ist nach marxistischer Ansicht eine Zukunft möglich, in der die Sexualität weniger stark und weniger häufig verdrängt werden muß.

Freud hat leider diese Zusammenhänge zuwenig erforscht, weil er sozusagen gebannt war von der moralischen Zerrissenheit seiner bürgerlichen Umwelt. Seine Patienten waren zwar aus gesellschaftlichen Gründen ebenfalls gezwungen, einen tugendhaften Wandel zu führen. Aber das Beispiel der feudalen und großbürgerlichen Oberschicht machte sie unsicher. Auch das hemmungslose Triebleben der großstädtischen Unterwelt, der Dirnen und Lumpenproletarier erschütterte ihr Ich-Ideal. So lebten sie denn in ständigen Versuchungen und Anfechtungen, wurden aber zugleich von Gewissensbissen gequält, bis sie schließlich den ganzen Konflikt verdrängten; Freud hat aber entdeckt, daß nicht jeder Mensch seine inneren Kämpfe ungestraft verdrängt. Disponierte Naturen, Leute, die in sich gekehrt sind und zu seelischen Spaltungen neigen, werden nicht fertig mit dem Konflikt und müssen erleben, daß er in veränderter

Gestalt weiterbesteht, nämlich als Zwangs-, Angst- oder Organneurose. Das ist die große Entdeckung von Freud! Er hat nur zu wenig beachtet, daß sie nur in einer Gesellschaft gemacht werden kann, die in Gestalt eines von kleinbürgerlichen Vorfahren gebildeten Über-Ich einen sehr strengen sittlichen Maßstab aufrichtet, zugleich aber den Menschen nicht erlaubt, früh zu heiraten, wobei sie sie zudem noch zu einer Geldheirat nötigt, die von vorneherein keine echten Liebesgefühle zur Entfaltung kommen läßt.

Hätte Freud in einer andern Zeit gelebt, oder hätte er sich auch nur tiefer in die Gedankengänge der Marxisten eingearbeitet, so hätte er nicht nur das bürgerliche «Realitätsprinzip» als relativ erkannt, sondern er hätte auch noch eine andere Entdeckung nicht verabsolutiert, nämlich den *Todestrieb*. Nur weil Freud nicht erkannt hat, daß alle Kriege und Revolutionen aus dem Kampf von Klassen zu erklären sind, sei es, daß die herrschenden Klassen verschiedener Länder um den Sieg streiten, sei es, daß die verschiedenen Klassen gegenseitig einander bedrängen, stellte er die Behauptung auf, daß der Zerstörungstrieb zum *dauernden* Bestand der menschlichen Natur gehört. Immerhin hat Freud nicht gewagt, die Revolution und den Krieg als eine Massenneurose zu deuten, wie dies heute von seinen Schülern in Amerika und Westeuropa unbedenklich versucht wird. Er hat sogar vor diesem Versuch ausdrücklich gewarnt und die unüberwindlichen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens in seinem Buch «Unbehagen in der Kultur» deutlich aufgezeigt. Aber trotzdem haben ein W. Reich in «Massenpsychologie des Faschismus» und ein E. Fromm in «Die Furcht vor der Freiheit» den faschistischen Imperialismus auf sadistische und masochistische Fehlentwicklungen des Kleinbürgertums zurückführen wollen und dabei sowohl die Lehre Freuds als auch jene von Marx entstellt. Und trotzdem gab es Freud-Schüler, die in der revolutionären Gesinnung eines Menschen vor allem eine ungestillte Eifersucht auf den persönlichen Vater sehen wollten, die die Emanzipation der Frauen auf einen sogenannten «Penisneid» zurückführen und im Judenhaß sogar den Neid auf die größere Wollust beschnittener Männer entdecken wollten. Freud hat von solchen Schülern erklärt, daß «sie vergessen, daß es sich doch nur um Analogien handelt, und daß es nicht nur bei Menschen, sondern auch bei Begriffen gefährlich ist, sie aus der Sphäre zu reißen, in der sie entstanden sind».

Freud hat den Aggressionstrieb nicht als eine Kollektivneurose, sondern als einen Charakterzug des *normalen* Menschen verstanden. Nur hat er nicht erkannt, daß dieser Trieb seine Geschichte hat und aufs engste mit der Klassendialektik zusammenhängt, wie dies von Friedrich Engels in seinem epochemachenden Werk über den «Ursprung der Familie, des Eigentums und des Staates» gezeigt wurde. So kommt es denn, daß Freud die Hoffnungen der Marxisten auf einen ewigen Frieden nicht teilen kann. Er schrieb in «Unbehagen in der Kultur», Seite 82: «Die Kommunisten glauben den Weg zur Erlösung vom Übel gefunden

zu haben. Der Mensch ist eindeutig gut, seinem Nächsten wohlgesinnt, aber die Einrichtung des privaten Eigentums hat seine Natur verdorben. Besitz an privaten Gütern gibt dem einen die Macht und damit die Versuchung, den nächsten zu mißhandeln; der vom Besitz Ausgeschlossene muß sich in Feindseligkeit gegen den Unterdrücker auflehnen. Wenn man das Privateigentum aufhebt, alle Güter gemeinsam macht und alle Menschen an deren Genuß teilnehmen läßt, werden Übelwollen und Feindseligkeit unter den Menschen verschwinden. Da alle Bedürfnisse befriedigt sind, wird keiner Grund haben, in dem andern seinen Feind zu sehen; der notwendigen Arbeit werden sich alle bereitwillig unterziehen.»

«Ich habe nichts mit der wirtschaftlichen Kritik des kommunistischen Systems zu tun», fährt Freud fort, «ich kann nicht untersuchen, ob die Abschaffung des privaten Eigentums zweckdienlich ist. Aber seine psychologische Voraussetzung vermag ich als haltlose Illusion zu erkennen. Mit der Aufhebung des Privateigentums entzieht man der menschlichen Aggressionslust eines ihrer Werkzeuge, gewiß ein starkes und gewiß nicht das stärkste. An den Unterschieden von Macht und Einfluß, welche die Aggression mißbrauchen, daran hat man nichts geändert, auch an ihrem Wesen nicht.»

Freud fügt in einer Fußnote bei: «Wer in seinen eigenen jungen Jahren das Elend der Armut verkostet, die Gleichgültigkeit und den Hochmut der Besitzenden erfahren hat, sollte vor dem Verdacht geschützt sein, daß er kein Verständnis und kein Wohlwollen für die Bestrebungen hat, die Besitzungsgleichheit, und was sich aus ihr ableitet, zu bekämpfen. Freilich, wenn sich dieser Kampf auf die abstrakte Gerechtigkeitsforderung der Gleichheit aller Menschen berufen will, liegt der Einwand zu nahe, daß die Natur durch die höchst ungleichmäßige körperliche Ausstattung und geistige Begabung der Einzelnen Ungerechtigkeiten eingesetzt hat, gegen die es keine Abhilfe gibt.»

Wir deuteten an, daß Freud nicht erkannt habe, daß der Aggressionstrieb eine Geschichte hat. Dieser fehlte nämlich noch zu jener prähistorischen Zeit, in der die Menschen in einer urkommunistischen Gütergemeinschaft lebten und auch gesundheitlich und geistig voneinander wenig verschieden waren. Der Zerstörungstrieb und mit ihm auch Krankheit und Entartung entstanden erst, als die vorgeschichtlichen Stämme durch Nachbarstämme bedrängt wurden, weil diese infolge ihrer Vermehrung oder wegen Naturkatastrophen neue Weideplätze suchen mußten. Der Kampf der Klassen hob sogar erst an, als die Felder in Privateigentum übergingen und zu ihrer Bewirtschaftung Kriegsgefangene und verschuldete Bürger angestellt wurden. Damals erst wurde der Keim zum ersten Klassenkampf, zum Sklavenaufstand gelegt.

Freud hat diese Dialektik in seinem kulturphilosophischen Buch nicht gewürdigt. Und doch gibt es ein Werk von ihm, in dem er diese Einsicht besaß. Es ist neun Jahre vor dem «Unbehagen in der Kultur»

erschienen und heißt «Massenpsychologie und Ichanalyse». Hier erklärt Freud mit unmißverständlicher Deutlichkeit, daß es eine urkommunistische Gesellschaft gab, in welcher der Todestrieb schwieg. Freud unterzieht diese Gesellschaft einer gründlichen Analyse und nennt ihre seelische Gestalt eine Masse, worunter er nicht nur die zufälligen Menschenansammlungen versteht, sondern auch jene hierarchisch geordnete Gemeinschaft, wie wir sie im Heer und der Kirche finden. O. Pfister hat diese letztere dann Hochmasse genannt, im Unterschied zur Tiefmasse.

Nach Freud bilden auch die Urkommunisten eine geordnete Masse, also eine Hochmasse. Und von einer solchen behauptet er nun wie Lenin, daß innerhalb ihres Bereiches die Aggressivität keine Nahrung finde. Er schreibt:

«In einer kürzlich veröffentlichten Schrift ‚Jenseits des Lustprinzips' habe ich versucht, die Polarität von Lieben und Hassen mit einem angenommenen Gegensatz von Lebens- und Todestrieben zu verknüpfen und die Sexualtriebe als die reinsten Vertreter der ersteren, der Lebenstriebe, hinzustellen.

Aber all diese Intoleranz schwindet, zeitweilig oder dauernd (!), durch die Massenbildung und in der Masse. Solange die Massenbildung anhält oder soweit sie reicht, benehmen sich die Individuen, als wären sie gleichförmig, dulden sie die Eigenart des andern, stellen sich ihm gleich und verspüren kein Gefühl der Abstoßung gegen ihn.» (Seite 62.)

Freud ist es nicht entgangen, daß die Massenbildung erleichtert wird, wenn kein Privateigentum besteht; so schreibt er von der sogenannten Urhorde:

«Es kamen gar keine andern Impulse zustande als kollektive, es gab nur einen Gemeinwillen. Die Vorstellung wagte es nicht, sich in Willen umzusetzen, wenn sie sich nicht durch die Wahrnehmung ihrer allgemeinen Verbreitung gestärkt fand. Diese Schwäche der Vorstellung findet ihre Erklärung in der Stärke der allen gemeinsamen Gefühlsbindung, aber die Gleichartigkeit der Lebensumstände und das Fehlen eines privaten Eigentums kommen hinzu, um die Gleichförmigkeit der seelischen Akte bei den Einzelnen zu bestimmen.» (Seite 102.)

Mit diesen Worten hat Freud alle Bedingungen genannt, die auch nach Lenin zur Austilgung des Aggressionstriebes erforderlich sind: Klassenlosigkeit und soziale Erziehung (vgl. Lenin: «Revolution und Staat»). Wie kann aber die soziale Erziehung geleistet werden? Um dieser Frage willen hat Freud sein Buch geschrieben. Erstaunlicherweise gibt er die gleiche Antwort, die einige Jahre später vom Stalinismus entwickelt wurde! Freud kommt nämlich zur Erkenntnis, daß die Überwindung des Aggressionstriebes den Mitgliedern einer klassenlosen Gesellschaft um so besser gelingt, je mehr sie innerlich an einen *Führer* gebunden sind. Wenn der Einzelne sein Ideal in einem väterlichen Staatsoberhaupt erkennt, so kommt in der Hochmasse eine Identifizierung zustande, die jede Feindseligkeit unter den Genossen überbrückt oder überhaupt nicht aufkommen läßt. Das Schicksal einer ur- oder spät-

kommunistischen Gesellschaft steht und fällt also auch nach Freud damit, ob der Landesvater ein wahrer Führer und Friedensfreund oder ein Verführer und Eroberer ist.

Nun gehört es aber zu den Erwartungen der Marxisten, daß dank gesteigerter Produktion, Klassenlosigkeit und sozialer Erziehung der Tag kommen wird, an dem jede Bindung an eine Autorität überflüssig sein wird. Weder eine weltliche noch eine göttliche Vatergestalt soll in der zweiten Phase der Revolution, im eigentlichen «Kommunismus», darüber wachen und Gewähr dafür bieten, daß die Menschen sich vertragen. Sowohl der Staat als auch die Kirche werden «absterben», wie sich die dialektischen Materialisten ausdrücken. Alle Menschen werden sich als Genossen fühlen, obwohl es auch keine Partei mehr geben wird. Aus freien Stücken werden alle Werktätigen eine Welteidgenossenschaft bilden.

Ob diese Harmonie möglich ist, wenn keine Verkörperung des Ich-Ideals eines jeden Genossen in der Gestalt des Landesvaters, Führers und Lehrers mehr besteht, darüber finden wir in der massenpsychologischen Abhandlung von Freud keinen Hinweis. Die marxistische Behauptung, daß dank der «sozialistischen» Erziehung eines Tages einzig die Autorität des autonomen Gewissens eines Bürgers genügt, um Wohlstand und Frieden zu erhalten und zu mehren, ist geschichtlich noch nicht erwiesen. Höchstens am Beispiel der Schweizerischen Eidgenossenschaft wird es ersichtlich, daß Bewahrung vor Krieg und Not auch ohne Diktatur und bei einer ausgedehnten Privatwirtschaft und einem stark entwickelten Genossenschaftswesen möglich ist. Nur wollen wir nicht vergessen, daß wir Schweizer seit hundert Jahren mehr Glück als Verstand haben.

Daher ist die marxistische Erwartung vorderhand noch ein Glaube, der in vielem an die christliche Eschatologie erinnert. Auch der religiöse Sozialist hofft auf ein Reich, in dem es keinen Staat und keine Kirche mehr geben wird. Denn der Mensch wird sich so weit vervollkommnet haben, daß er in Frieden und Freiheit einträchtig das Brot mit seinem Bruder teilt. Leonhard Ragaz hat der Geschichte ein Ziel gegeben, an welchem der Unterschied zwischen Atheismus und Theismus dahinfallen wird. Denn er prägte in seinem geschichtsphilosophischen Buch «Die Geschichte der Sache Christi» den Satz: «Das Reich Gottes ist die Menschwerdung Gottes!» Weil aber die Marxisten als Fernziel das sittlich gleiche Menschen-Ideal anstreben wie die Christen, stimmt ihre Erwartung der letzten Dinge mit der christlichen Reichshoffnung nahezu überein. Der Unterschied besteht nur darin, daß der Mensch der Zukunft für die Christen ein Mensch gewordener Gott ist, während er für die Marxisten in gewissem Sinne ein Gott gewordener Mensch ist, denn für sie ist Gott zwar keine waltende Wirklichkeit, wohl aber ein sittlicher Maßstab, schrieb doch Lenin in «Staat und Revolution», daß die Menschen sich nach und nach gewöhnen werden, nach den Regeln zu leben, die «seit Jahrtausenden gepredigt» worden sind. *Franz Keller.*